

Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de
sociologie = Swiss journal of sociology**

Band (Jahr): **32 (2006)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Caroline Bühler, Vom Verblässen beruflicher Identität. Fallanalysen zu Selbstbildern und Arbeitsethiken junger Erwerbstätiger, Zürich: Seismo Verlag, 2005, 228 Seiten

Seit berufliche Flexibilisierungsforderungen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer unterschiedlicher Branchen und Altersgruppen gleichermaßen betreffen, scheinen sich soziologische Bestandesaufnahmen und Prognosen zur Gegenwart und zur Zukunft des Berufs geradezu aufzudrängen. Dabei stellt sich unter anderem die Frage, welche Bedeutung dem Beruf künftig bei der gesellschaftlichen Positionierung sowie beim Aufbau von Selbstkonzeptionen noch zufallen kann. Aktuelle Forschungen beschäftigen sich unter anderem mit Problemgruppen, die von der Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse in besonderer Weise betroffen sind wie Frauen und Jugendliche. Die stärker zeitdiagnostisch ausgerichteten Debatten orientieren sich an leitmotivischen Konzepten wie Anerkennung (Honneth), Individualberuf oder Arbeitskraftunternehmer (Pongratz/Voss). Gemeinsam scheint den verschiedenen Ansätzen die Diagnose einer beispiellosen Individualisierung zu sein, deren Folgen für Identität und Beruf als zentrale gesellschaftliche Positionierungsdynamik erst noch zu erforschen sind. Die Konstatierung graduell zunehmender Flexibilisierung lässt die Bedeutung des Begriffs Beruf als analytische Kategorie obsolet werden. «Beruf» wird in diversen neueren

Forschungen durch den durchlässigeren, jedoch weniger bedeutungsvollen Begriff der «Arbeit» ersetzt. Eine ähnliche Aufweichung ist beim Begriff «Identität» als bestimmbarer Qualität einer biographischen Kontinuität zu verzeichnen.

Demgegenüber baut die Dissertation von Caroline Bühler bewusst auf den analytischen Kategorien Beruf und Identität auf, da es, so die Autorin, an zufriedenstellenden Alternativen mangle. Die Studie befasst sich mit der Frage, wer sich in welchem Masse mit seinem Beruf identifiziert, in welchem Verhältnis Identität und Beruf gegenwärtig stehen und ob das individuelle Selbstverständnis allenfalls gerade heute ausgehend vom Beruf dauerhaft hergestellt wird (9). Diese Fragestellung ist komplex. Um sie zu beantworten, gibt die Autorin einerseits einen Überblick über berufliche Felder in der Schweiz und deren möglichen Beitrag zum individuellen Selbstverständnis. Andererseits wird an ausgewählten Einzelfällen überprüft, ob von beruflichen Identitätsangeboten tatsächlich Gebrauch gemacht wird und welche weiteren Faktoren eine Bindung an den Beruf begünstigen oder allenfalls erschweren. Die Autorin verortet diese weiteren Determinanten zu Beginn ihrer Untersuchung auf den Ebenen des familiären und sozialen Herkunftsmilieus, der Generations- und Geschlechterzugehörigkeit sowie der Eigenheiten des jeweiligen beruflichen Handelns. Damit sind diejenigen Analyseperspektiven benannt, entlang derer Selbstverständnisse

und Strategien handelnder Akteure im Verlauf der Forschung typisiert werden. Der Autorin gelingt, dies sei hier vorweggenommen, eine theoretisch fundierte und analytisch überzeugende Falltypisierung.

Die Studie ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil werden zuerst einige Grundlagen der klassischen sowie der neueren Berufssoziologie dargestellt. Anschliessend wird eine erste kontextuelle Annäherung an die zentralen Handlungsprobleme in den untersuchten Berufsfeldern vorgenommen. Die Autorin erläutert ausserdem das von ihr gewählte Analyseverfahren der Objektiven Hermeneutik und geht in ihren theoretisch-methodischen Ausführungen insbesondere auf das Verhältnis zwischen individuellen Deutungsschemata und kollektiven Denktraditionen ein.

Im zweiten Teil werden in der Form von exemplarischen Fallporträts sowie einer allgemeinen Typologie beruflicher Identitäten die empirischen Ergebnisse der Untersuchung zur Darstellung gebracht. Datenbasis bildet ein um einige zusätzliche Fälle ergänztes Sample von 80 offen geführten Forschungsinterviews, das bereits für die Studie «Die Zukunft im Alltagsdenken» von Claudia Honegger, Caroline Bühler und Peter Schallberger (2002) verwendet wurde. Die von der Autorin unternommene Re-Analyse der Daten, die aus zwanzig Familienkaros (Interviews mit den Eltern sowie zwei Kindern der gleichen Familie) bestehen, fokussiert die jungen Erwachsenen, deren Berufsspektrum relativ zufällig zusammengesetzt ist. Zur Erläuterung der jeweils sequenzanalytisch herausgearbeiteten Fallstrukturhypothese werden die Aussagen der Eltern beigezogen, jedoch nicht noch einmal spezifisch dargestellt.

Unter den Überschriften «Autonomie und Pragmatismus», «Berufsstolz und Verunsicherung», «Flexibilität und Erfolg» sowie «Anpassung und Distanzierung» arbeitet die Autorin vier Typen beruflicher Identität heraus, wobei der erste Teil der Überschrift jeweils den behandelten Typus, der zweite Teil eine wichtige Konsequenz benennt. Die vier Typen werden auf der Basis von je zwei

Fallporträts ausführlich und gegenstandsnah dargestellt sowie anschliessend zu allgemeinen Konstellationen der sozialen Herkunft, der Geschlechtszugehörigkeit sowie der Generationenlagerung in Beziehung gesetzt. Sowohl die Falldarstellungen wie auch die anschliessenden zusammenfassenden Einordnungsversuche vermitteln aufschlussreiche Einsichten in den Zusammenhang zwischen Identität und Beruf bei jungen Erwachsenen heute. Beim Typus «Autonomie und Pragmatismus» zum Beispiel stellt die Autorin fest, dass der Schlüssel für die positive Beziehung zum Beruf und die erfolgreiche Strategie der Selbstbehauptung im Feld bei einer bewussten, oft gegen Widerstände durchgesetzten Berufswahl zu finden ist. Gleichzeitig findet sich bei diesem Typus ein ausgeprägtes Arbeitsethos. Der Typus ist insbesondere in beruflichen Handlungsfeldern anzutreffen, in denen sich in den 1990er-Jahren rasante wirtschaftliche Dynamiken vollzogen, die den Akteurinnen und Akteuren flexible Anpassungsleistungen abverlangt hatten. Anders als bei den Typen, die unter «Flexibilität und Erfolg» sowie unter «Anpassung und Distanzierung» dargestellt werden, zeigt sich bei diesem Typus eine starke Bindung an den Beruf sowie eine scharf konturierte berufliche Identität. Der berufliche Erfolg bei dem erstgenannten Typus setzt sogar eine schwache Bindung an den Beruf voraus. Die persönliche Weiterentwicklung gelingt hier deshalb, weil man sich nicht an einem Beruf, sondern an seinem Kompetenzprofil orientiert. Interviewte des Typus «Anpassung und Distanzierung» wiederum weisen einen instrumentellen Bezug zu ihrem Beruf auf. Das Selbstverständnis wird massgeblich aus einer ausserberuflichen Orientierung geschöpft. Vertreterinnen und Vertreter dieses Typus wählen ihren Beruf etwa aus Gründen der Vereinbarkeit des Erwerbslebens mit der Familie, dem Sport oder der Politik. Interessant ist, dass dieser Typus vor allem in Berufsfeldern zu finden ist, die häufig gewählt werden.

Allen vier Typen ist gemeinsam, und damit fasst die Autorin ihre Forschungsergeb-

nisse auf einer allgemeineren Ebene zusammen, dass alle Interviewten Veränderungen in der Arbeitswelt wahrnehmen und diese zum Teil auch scharf analysieren. Das Spektrum der Berufe, in denen jeweils ein bestimmter Typus vorgefunden wird, ist relativ breit. Die Autorin räumt ihren Schlussfolgerungen relativ wenig Platz ein, dennoch sind sie für weitere Forschungsprojekte oder Theoriebildungen aufschlussreich: Der Beruf ist für die Lebensgestaltung und für die Identität von jungen Erwerbstätigen nach wie vor zentral. «Wer eine Berufsausbildung absolviert und sich erfolgreich in ein Berufsfeld integriert hat, identifiziert sich meist mit dem Beruf (...) Weshalb also von «qualifizierter Arbeit» sprechen, wenn der Beruf gemeint ist?» (207/212).

Monika Götzö
FHS St. Gallen,
Hochschule für Angewandte Wissenschaften
Industriestrasse 35, 9401 Rorschach
monika.goetzoe@fhsg.ch

Christoph Maeder und Eva Nadai,
Organisierte Armut. Sozialhilfe aus
wissensoziologischer Sicht,
Konstanz: UVK, 2004, 197 Seiten

Die kommunalen Sozialdienste sind für die Unterstützung derjenigen Personen zuständig, die keine anderweitige Möglichkeit finden, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Gerade in dem Umstand, dass auch diejenigen Möglichkeiten der Existenzsicherung ausgeschöpft sind, die der Absicherung der mit Lohnarbeit einhergehenden Risiken dienen, gelangt die Hilfsbedürftigkeit von Sozialhilfe Beziehenden deutlich zum Ausdruck. Anders als die Unterstützungsleistungen der Sozialversicherungen sind die Leistungen der Sozialhilfe an die je individuelle Ausprägung der Hilfsbedürftigkeit und entsprechend an einen Bedarfsnachweis gebunden. Dem Angewiesensein auf Sozialhilfe wohnt deshalb

stets ein Moment der Entwürdigung inne, dies insbesondere in einer Gesellschaft, in der die Wahrnehmung von Mitgestaltungschancen und die Teilhabe am Wohlstand stark an den Status als Lohnarbeitnehmende gebunden sind. Zwar ist in der Schweiz auf Verfassungsebene ein Rechtsanspruch auf «Hilfe in Notlagen» verankert und im amtlichen Sprachgebrauch hat der Begriff der «Sozialhilfe» denjenigen der «Fürsorge» abgelöst. Gleichwohl bleibt – und dies stellt einen zentralen Befund der Studie von Christoph Maeder und Eva Nadai dar – der Sozialhilfebezug selbst noch im günstigsten Fall einer gelingenden und unproblematischen Interaktion mit dem Sozialamt vom «Gefühl der Statusdegradierung und der Furcht vor Stigmatisierung» geprägt (136).

Maeder und Nadai nehmen in ihrer Studie eine in der angelsächsischen Tradition qualitativer Sozialforschung verankerte ethnographische Perspektive auf die Sozialhilfe ein und beziehen sich dabei auf die Grundannahmen des symbolischen Interaktionismus (13). Im Kern gehe es ihnen darum, zu beschreiben und zu verstehen, wie soziale Akteure gesellschaftliche Ordnung, verstanden als ein Ensemble von Praktiken und Deutungen innerhalb eines vorgegebenen Kontextes, situativ hervorbrächten. Sozialhilfe wird im Rahmen einer Organisation (meist «Sozialamt» genannt) vollzogen, worunter Maeder und Nadai eine soziale Ordnung kontextspezifischer Handlungen verstehen, in denen Personen sowohl den Umgang untereinander wie die Situation selbst gestalten. Diese Handlungen sind nach Maeder und Nadai insofern als Ergebnisse vorgängiger Deutungen zu betrachten, als in der Situation stets auf bereits bestehende Muster zurückgegriffen wird. Da sich die beiden insbesondere für diese kulturellen Muster interessieren, erweist sich ihre Untersuchungsperspektive denn auch – wie im Untertitel der Studie markiert – als eine in erster Linie wissensoziologische.

Ihr eigenes Wissen über die Praxis der Sozialhilfebehörden generieren Maeder und Nadai nicht am Schreibtisch, sondern im

Feld, vorzugsweise durch Feldbeobachtung und Interviews. Sie schränken das Untersuchungsfeld auf fünf charakteristische Konstellationen der Organisation der Sozialhilfe ein. Exemplarisch untersucht werden ein klassisches städtisches Sozialamt im Kanton St. Gallen, ein regionaler Sozialdienst im Kanton Graubünden, ein Sozialzentrum in der Stadt Zürich, ein kommunaler Sozialdienst in einer solothurnischen Agglomerationsgemeinde sowie ein medizinisch-soziales Zentrum im französischsprachigen Wallis. Aufgrund der Annäherung ans Feld mittels einer vorgegebenen Fragestellung hebt sich die Untersuchung von der klassischen Ethnographie ab. Mäder und Nadai bezeichnen ihre Untersuchung als eine «fokussierte Beobachtungsstudie» und verzichten damit auf den Anspruch, eine umfassende Kulturbeschreibung eines Tätigkeitsfeldes zu leisten.

In der Begegnung der Unterstützung gewährenden Behörde mit den Menschen, die um eine solche ersuchen, konkretisiert sich erst die Legitimität der Hilfsbedürftigkeit und somit die Akzeptanz des Begehrens nach Unterstützung. Es ist diese Begegnung, die im Zentrum der Untersuchung steht. Während der Begegnung von Klientel und Sozialhilfe gelangen denn auch die unterschiedlichen Arrangements zum Ausdruck, wie sie sich in diesem institutionellen Rahmen zu entfalten vermögen (Kapitel 7). Mäder und Nadai arbeiten drei als in diesem Kontext mögliche Arrangements heraus: Sozialhilfe als Repressionsapparat, als gewährte Gnade oder als vertragsförmige Beziehung zwischen Behörde und Klientel. Doch gerade die letzte der erwähnten Varianten lässt sich nur schwer umsetzen. In einer Fallanalyse (130ff.) zeigen Mäder und Nadai, dass die Abhängigkeit von der Hilfeleistung die Klientinnen und Klienten daran hindert, jene fordernde Haltung einzunehmen, die einem modernisierten Verständnis von Sozialhilfe als Rechtsanspruch eigentlich entsprechen würde.

Weil die Gewährung finanzieller Hilfe durch die kommunalen Sozialdienste kantonale geregelt ist, bietet sich der Betrachterin oder dem Betrachter ein ausgesprochen

vielfältiges Bild an möglichen Organisationsformen. Zentrales Ergebnis der Studie ist denn auch die Bündelung dieser Vielfalt in einer Organisationstypologie und damit die Verortung der untersuchten Einrichtungen in einem Spektrum, das von «Armutsverwaltung» bis hin zu «professioneller Sozialarbeit» reicht (Kapitel 8.2). Zwischen diesen beiden Polen spannt sich ein Kontinuum möglicher Varianten auf. Dabei wurde die Typologie nicht ausgehend von der Rekonstruktion der in der untersuchten Praxis je spezifisch und typischerweise wirksamen Strukturlogik gebildet, sondern im Vergleich der untersuchten Einrichtungen entlang zweier Dimensionen: In «struktureller Hinsicht» gelangt das Kriterium der Kompetenzverteilung zwischen Politik, Verwaltung und Sozialarbeit bei der Gewährung von Sozialhilfe zur Anwendung. In «kultureller Hinsicht» werden die Unterschiede in den organisationspezifischen Alltagstheorien über die Ursachen von Armut berücksichtigt. Letztere bilden nach Maeder und Nadai den Hintergrund der je unterschiedlichen Ausgestaltung von Steuerungsmechanismen und unterschiedlichen Rollenzuweisungen an das Personal. Aus der Kombination dieser beiden Dimensionen ergeben sich drei Hauptformen organisierter Armut: die «armutsverwaltende», die «paternalistische » sowie die «teilprofessionalisierte» Sozialhilfe. Diese Hauptformen werden von Mäder und Nadai zusätzlich in Subtypen unterteilt. Als charakteristisch für die teilprofessionalisierte Form beschreiben Maeder und Nadai die «moralfreie» (162) und nüchterne Haltung, die gegenüber der Klientel eingenommen wird. Dies allein besagt aber noch nichts über die Qualität, sondern vielmehr über die Selbstauffassung des beruflichen Handelns in diesem Feld. In ihren Folgerungen hinsichtlich der Aufgabe der Sozialhilfe, die Klientinnen und Klienten in ihren sozialen und beruflichen Integrationsbemühungen vermehrt zu unterstützen, verweisen Maeder und Nadai schliesslich auf die hierfür erforderliche Professionalisierung. Für die Bewältigung dieser Aufgabe verfüge sozialarbeiterische Fachlichkeit in

der Sozialhilfe noch nicht über das nötige Gewicht (178).

In aktuellen Diskussionen um sogenannte Anreize zur Arbeitsaufnahme wird die Legitimität des Anspruchs auf Sozialhilfe teilweise bestritten und dadurch erneut zum Gegenstand der Aushandlung. Hierbei erlebt die aus dem 16. Jahrhundert stammende Unterscheidung zwischen «unwürdigen» (da im Grunde arbeitsfähigen) und «würdigen» Armen eine Renaissance. Doch die als Anreize zur Arbeitsaufnahme gedachten Sanktionen erachten die Autorin und der Autor aufgrund grundsätzlicher Erwägungen für kontraproduktiv. Wirksame Sozialarbeit sei immer auf die Kooperation der Klienten angewiesen (181ff.). Als Instrumente der Abschreckung zielten Sanktionen stets über den individuellen Fall hinaus auf die Disziplinierung der von Armut Betroffenen insgesamt.

Die Studie überzeugt aufgrund ihrer durchdachten Anlage und des konsequenten Blicks auf die soziale Praxis einer Institution, in der sich Strukturen von staatlich organisierter Armut tagtäglich reproduzieren. Ihr Verdienst besteht darin, dass das Phänomen vor Ort, also dort untersucht wird, wo die Anerkennung und die Bearbeitung von Armut durch die Organisation selbst erfolgen. Nicht immer geht aus der Darstellung der Ergebnisse klar hervor, auf welcher empirischen Basis sie im Einzelnen beruhen und auf welche Weise die Autorin und der Autor zu ihren Erkenntnissen gelangt sind. Dies erklärt sich aus dem Umstand, dass die Materialbasis zu einem grossen Teil aus Feldtagebüchern besteht, die aufgrund von teilnehmender Beobachtung angefertigt wurden. Doch die Ergebnisse erlauben es, in der Praxis der Sozialhilfe wirksame Mechanismen zu diskutieren und weitergehend zu erforschen, die erst dank der von Maeder und Nadai durchgeführten Feldforschungen als solche problematisiert werden können.

Chantal Magnin

Universität Bern, Institut für Soziologie
Lerchenweg 36, 3012 Bern
chantal.magnin@soz.unibe.ch

Luc Van Campenhoudt, Jean-Michel
Chaumont et Abraham Franssen,
La méthode d'analyse en groupe.
Applications aux phénomènes sociaux.
Paris : Dunod, 2005

Les ouvrages consacrés à la méthodologie sont une denrée rare en sociologie. *L'entretien compréhensif* de Kaufmann dans la collection 128 de Nathan constitue une exception bienvenue. Les sociologues reconnus et publiés montrent d'habitude peu d'intérêt à présenter leurs outils. Tout se passe comme si l'analyse (de préférence brillante) ou le discours sur la méthode (à l'image du fameux *Comprendre* de Bourdieu qui clôt *La Misère du monde*) suffisaient à donner aux sociologues du terrain les indications nécessaires à leur pratique.

C'est donc une collection de l'éditeur Dunod consacrée à la psychologie sociale qui accueille l'ouvrage de l'équipe du Centre d'études sociologiques de Bruxelles. Disons-le d'emblée: *La méthode d'analyse en groupe* a sa place dans la bibliothèque des sociologues praticiens et des chercheurs, non pas parce que le rayon consacré aux outils est à peu près vide, mais parce que la méthode présentée par Luc Van Campenhoudt et ses collègues s'avère si intéressante qu'elle pourrait bien faire référence dans les années à venir.

Les fondements de cette méthode sont solides: ils reposent sur une vingtaine d'années d'expérience et plus d'une quinzaine de recherches; le contenu de l'ouvrage «a été testé durant plusieurs milliers d'heures de pratique avec plusieurs centaines d'acteurs de nombreux champs différents et discuté en interne à des multiples reprises par une équipe d'une quinzaine de chercheurs en sciences sociales».

Pour résumer, «Dans cette méthode d'analyse en groupes, la connaissance est construite à partir de récits d'expériences vécues, amenées par les participants eux-mêmes. Concrètement, l'analyse en groupe se présente comme un débat organisé, structuré en une quinzaine d'étapes, et réunissant une dizaine de participants et deux ou trois chercheurs».

Mais l'ouvrage de Van Campenhoudt, Chaumont et Franssen n'est pas pour autant un simple « livre de recettes » permettant d'organiser concrètement l'analyse en groupe. Il propose aussi une réflexion théorico-méthodologique qui cadre et étaye la pratique.

« *La compétence des acteurs, ressort de la méthode* » : le titre de l'introduction indique clairement la perspective adoptée par les auteurs. Partant, l'ouvrage se décline en trois parties de nature différente.

Première partie : Le sens d'une méthode

Un premier chapitre met en évidence le lien entre phénomènes sociaux, théories et concepts, méthodes et techniques. Les auteurs présentent ainsi (p. 21) un tableau où sont recensés les diverses approches du terrain (enquête par questionnaire, entretien semi-directif, récit de vie, intervention sociologique, observation participante), en lien avec les postulats épistémologiques qui les fondent, le paradigme théorique auquel elles se rattachent, l'objet privilégié qu'elles considèrent et l'image du sujet qu'elles véhiculent. La méthode d'analyse en groupe constitue aux yeux des auteurs une alternative à ces différentes approches.

Un deuxième chapitre intitulé « *une société en mutation* » analyse les transformations sociales qui justifient de nouvelles approches méthodologiques : désajustement des trajectoires sociales, extension et approfondissement des inégalités sociales, « *détotalisation des identités* » et affirmation d'un sujet réflexif ; cette partie de l'ouvrage met aussi en évidence une donnée relevée par d'autres auteurs, à savoir la transformation de la « *scène de l'action publique* », avec un passage « *de l'institution aux dispositifs* ». Par rapport aux politiques publiques classiques et centralisées, s'appliquant à l'ensemble du territoire de manière homogène et standardisée, les nouvelles politiques présentent les caractéristiques suivantes : multiplication des intervenants ; travail en partenariat et

en réseau avec des intervenants provenant d'horizons institutionnels et culturels diversifiés ; nouvelles formes d'autorité et juridictionnalisation des rapports entre usagers et professionnels ; logique de projets individualisés. Avec « *le nouvel esprit du capitalisme* » et « *la métamorphose de la question sociale* » cités explicitement, « *les professionnels des métiers de l'intégration sont à la fois témoins, acteurs et parfois victimes des mutations* ». Dès lors la question des rôles et de leur redéfinition devient centrale.

Partant de ces constats, le troisième chapitre de la première partie insiste, « *à l'heure de la modernité avancée et du sujet réflexif* » sur « *le nécessaire renouvellement méthodologique* ». Les auteurs définissent leur méthode en référence à Corcuff : « *le dispositif de l'analyse en groupe tire les implications méthodologiques de la perspective constructiviste selon laquelle les problèmes et les enjeux doivent être appréhendés dans leur co-production sociale entre des acteurs aux positions et aux points de vue divergents* ».

Au plan méthodologique, les auteurs distinguent l'analyse en groupe par cinq caractéristiques principales. Il s'agit de

- un dispositif associant les acteurs : « l'analyse en groupe repose sur le pari méthodologique et épistémologique que c'est la confrontation systématique des interprétations dans un groupe (...) et la coopération conflictuelle qui s'établit entre chercheurs et participants qui permet l'élaboration d'une connaissance scientifique du phénomène considéré ».
- une approche « par le bas », « qui vise à rendre compte des expériences de terrain dans leur diversité ».
- une analyse interactive d'un système de relations : « la plupart des méthodes procèdent en s'adressant aux individus de manière isolée et désocialisée » ; « dans l'analyse en groupe, les individus sont d'emblée placés et considérés dans les rapports sociaux qui les constituent comme acteurs ».

- la reconnaissance d’une continuité entre savoirs sociaux et savoirs sociologiques, qui se démarque de la rupture épistémologique chère à Bourdieu.
- une technique qui prend la forme d’un débat organisé, réglé par des procédures et des consignes précises : publicité de la discussion, liberté et égalité des participants, importance de l’argumentation, recherche de consensus sur la formulation des accords et des désaccords, réversibilité et illimitation du débat.

Le dernier chapitre de la première partie met en évidence le domaine de recherche privilégié de l’analyse en groupe : il s’agit d’« *analyser, avec les professionnels concernés, les transformations de l’action publique* ». Pour les auteurs, de par leur fonction et la transformation des rôles sociaux, « *les agents de l’action publique ont constitué et constituent encore un des publics privilégiés de la méthode d’analyse en groupe* ».

Deuxième partie : La mise en œuvre de l’analyse en groupe

La deuxième partie de l’ouvrage est aussi la plus dense et la plus étendue (130 pages). Le lecteur un peu pressé pourra s’en contenter ; praticiens, chercheurs ou apprentis sociologues se régaleront d’une description de la méthode à la fois minutieuse, théoriquement étayée et surtout illustrée de nombreux exemples clairement présentés dans une typologie distincte.

Un premier chapitre traite de « *La mise sur pied de l’analyse en groupe* » : initiative de l’action, taille et composition des groupes, mise sur pied d’un groupe, structure et calendrier de l’intervention, rôle des chercheurs, éléments de logistique. Le groupe est composé de dix à douze personnes, deux à trois chercheurs se répartissant les rôles d’animateur et de rapporteur, et des praticiens directement impliqués dans le problème étudié mais à des titres et avec des fonctions divers. Il est à noter que la procédure d’analyse elle-même

mobilise le groupe pendant au minimum une journée, et souvent pour plus longtemps.

Le deuxième chapitre, intitulé « *Le déroulement d’une analyse en groupe, étape par étape* », constitue le cœur de l’ouvrage et présente l’essentiel de la méthode. L’analyse en groupe comporte trois phases distinctes : le récit, les interprétations, l’analyse. Chaque phase comprend elle-même une série d’étapes à suivre très précisément.

La première phase, centrée autour du récit, comporte cinq étapes : la proposition de récits par les membres du groupe, le choix des récits à analyser, la narration proprement dite, la mise en évidence des enjeux du récit par le narrateur et enfin une étape de questions d’information. Le choix d’utiliser des récits comme matière première de l’analyse repose sur le parti-pris de partir de l’expérience vécue des acteurs. Le récit doit remplir trois conditions : porter sur des événements jugés intéressants pour la recherche ; porter sur une histoire vraie ; impliquer directement la personne qui le raconte. Après que les participants ont brièvement résumé les récits qu’ils proposent, le groupe débat et choisit un, deux, voire trois récits à analyser. Les récits choisis sont alors racontés dans le détail par chaque narrateur et dûment enregistrés. Dans la foulée de son récit, le narrateur présente les enjeux de la situation tels qu’il les perçoit. Dans la dernière étape, les membres du groupe peuvent demander des éclaircissements sur certains points du récit.

On entre alors dans la deuxième phase, celle des interprétations, qui comporte elle aussi des étapes bien précises. Dans une première étape, un tour de table permet à chaque participant de donner son interprétation de la situation, c’est-à-dire de lui donner un sens. Dès cette étape, le rapporteur note soigneusement toutes les interprétations, qui serviront de base à l’analyse. Dans une deuxième étape, le narrateur réagit aux interprétations entendues. Après une pause, on entre dans la troisième étape, qui consiste à réécouter l’enregistrement du récit. Une quatrième étape permet un nouveau tour de table interprétatif ainsi que de nouvelles

réactions du narrateur. Une longue pause est ensuite introduite.

La troisième phase concerne l'analyse. Elle comporte une première étape cruciale, la mise en évidence par les chercheurs des convergences et des divergences dans les interprétations. Le but du groupe est de parvenir à un consensus portant tant sur les divergences que sur les convergences; les techniques pour parvenir à ce résultat sont exposées dans le détail et concrètement illustrées; elles constituent l'apport méthodologique essentiel des chercheurs. Une fois le consensus réalisé, l'étape suivante permet aux chercheurs de proposer au groupe des apports théoriques et des concepts opératoires. Le travail de la troisième phase se clôt sur la formulation d'hypothèses et de nouvelles problématiques.

La quatrième phase consiste en deux étapes: une interrogation sur les perspectives pratiques découlant de l'analyse, et une évaluation finale qui clôt le travail du groupe.

Troisième partie: débats sur la méthode

Cette partie finale de l'ouvrage, très courte, se compose de quatre chapitres recensant quatre types de questions engendrées par la méthode. Les auteurs distinguent ainsi le débat idéologique («*l'analyse en groupe est-elle gestionnaire ou émancipatrice*»?), le débat politique («*l'analyse en groupe est-elle instrumentalisable... et instrumentalisée*»?), le débat sociologique («*l'analyse en groupe est-elle utilisable avec tous les publics*»?), et enfin le débat épistémologique («*quels sont les critères de validité de l'analyse en groupe*»?).

Pour notre part, nous relèverons un point de débat qui ne remet nullement en cause la méthode, mais qui pointe peut-être ses limites, du moins telle qu'elle est présentée et pratiquée par ses auteurs. La méthode d'analyse en groupe rappelle d'une certaine manière la sociologie d'intervention pratiquée dans les années 70 par Touraine, Dubet, Wieviorka et les chercheurs regroupés autour de ces figures marquantes. Comme

l'intervention tourainienne (qui visait à la réflexivité des acteurs) et comme l'indique son nom, la méthode d'analyse en groupe est de nature essentiellement analytique. Elle s'inscrit dans un processus de recherche auquel sont associés des acteurs de terrain. Les auteurs n'excluent pas que dans certains cas, la demande vienne explicitement du terrain. Mais l'intervention est toujours définie comme étant celle de chercheurs, et la méthode est clairement mise au service des objectifs de la recherche, qui sont des objectifs de savoir (en l'occurrence, de savoir co-construit et partagé).

Lorsqu'il est question de mise en pratique, les auteurs prennent clairement leurs distances avec une mise en oeuvre opératoire de l'analyse réalisée. Ils commencent par définir la méthode elle-même comme une pratique, puis marquent une rupture nette entre analyse compréhensive et action: «*en situation réelle, les acteurs sont confrontés aux «antinomies de l'action» car les finalités qu'ils poursuivent peuvent se concurrencer*». Cette distinction (sorte de retour à la «rupture épistémologique» althusséro-bourdiesienne) n'a à nos yeux pas lieu d'être. Sur la base de notre propre pratique d'intervention, on peut montrer que dès le moment où les acteurs ont réalisé un consensus sur leurs accords et leurs désaccords, ils sont en mesure de négocier une action commune (dans un cadre méthodologiquement garanti par le sociologue). On entre là dans un autre cas de figure, où le sociologue ne se définit plus comme un chercheur et où la priorité est donnée à la praxis et à la mise en oeuvre du changement, en continuité totale avec l'analyse.

Ces remarques ne remettent cependant pas en cause la pertinence de la méthode d'analyse en groupe, qui se révèle un outil précieux tant pour la recherche que pour une pratique de la sociologie orientée vers l'accompagnement du changement.

Dominique Felder, Genève

Lorenza Mondada, *Chercheurs en interaction. Comment émergent les savoirs*, Presses polytechniques et universitaires romandes, collection « Le savoir suisse » n° 28, Lausanne, 2005, 144 pages

Exploitant de manière fort opportune le format court propre à la collection « Le savoir suisse », le nouvel ouvrage de Lorenza Mondada¹ réussit le tour de force de nous embarquer, en quelques pages, dans la construction interactionnelle des savoirs scientifiques. Privilégiant une ethnographie des réunions de travail entre chercheurs, l'auteur nous permet d'accéder à la science telle qu'elle est pratiquée au quotidien, au fil de leurs échanges. L'idée centrale du livre n'est autre que celle-ci : loin de se réduire à du « parler boutique »², soit à un aspect négligeable de l'activité scientifique, ces réunions permettent l'émergence et l'élaboration collaborative du savoir. Dès lors, la saisie de ce phénomène nécessite une description fine du déroulement interactionnel et séquentiel des séances de travail. Cette attention descriptive se porte non seulement sur les propos échangés, mais également sur les modalités de prise et d'attribution de la parole, et dans une optique plus large, inspirée par la cognition située, sur les artefacts matériels (documents, écrans, etc.) permettant le déploiement de l'interaction scientifique. Au final, Mondada propose de repenser la production de la science en termes « d'intelligences collectives », « le savoir scientifique n'[étant] pas l'œuvre d'individus isolés, mais de laboratoires et d'équipes où interviennent des modes complexes d'organisation et de distribution du travail intellectuel » (p.15).

Le livre se compose de six chapitres d'égale longueur, à l'exception du sixième qui

se présente sous la forme d'un bref résumé conclusif rappelant en deux pages l'ensemble du propos. Le premier chapitre déploie la problématique propre à une « science en train de se dire » et l'ancre dans un horizon théorique mêlant sociologie et linguistique. Les enjeux relatifs à l'approche et à l'analyse du terrain sont saisis par le biais d'un recours massif à l'usage de la transcription ; celle-ci constitue une représentation, certes partielle, mais efficace des données. Une fois le cadre heuristique déployé, l'auteur aborde successivement les configurations interactionnelles et les modes de participation propres aux réunions de travail (chapitre 2), l'élaboration collective du savoir (chapitre 3), les situations de plurilinguisme (chapitre 4), et finalement, le recours aux dispositifs matériels lors des collaborations scientifiques (chapitre 5).

Les approches théoriques et méthodologiques retenues par l'auteur se situent au confluent de divers courants de la sociologie et de la linguistique, l'ensemble étant mis à contribution d'une saisie pragmatique de l'action située. Sur le versant sociologique, c'est l'influence des *Science and Technology Studies* qui est revendiquée, notamment par la référence aux travaux de B. Latour, M. Callon ou K. Knorr-Cetina. Rien de plus logique, en regard d'une approche qui tente de saisir la science *en train de se faire*, et par conséquent se voulant attentive à la dimension indexicale des énoncés scientifiques et aux processus de stabilisation dont ils font l'objet, au sein d'un réseau d'acteurs, dans la production d'une référence stable propre aux faits en science. Mondada vient également puiser dans les *Studies of work* développés au sein de l'ethnométhodologie (H. Garfinkel, M. Lynch, E. Livingston), certaines de ces études portant sur le déroulement ordinaire du travail scientifique en laboratoire. Sur le versant linguistique, c'est une conception pragmatique du langage qui prévaut, attentive à la dimension située et interactive de celui-ci, et en particulier à la manière dont la référence est accomplie dans l'interaction. Dès lors, la linguistique interactionnelle mobilisée par l'auteur s'appuie largement

1 Professeur de linguistique interactionnelle à l'Université Lyon2 et rattachée au Laboratoire ICAR du CNRS.

2 Mondada (p. 20) emprunte l'expression à M. Lynch, *Art and Artifact in Laboratory Science: A Study of Shop Work and Shop Talk in a Research Laboratory*, Routledge and Kegan Paul, Boston, 1985.

sur les travaux d'*analyse de conversation* (H. Sacks, E. Schegloff) et d'*analyse multimodale* (C. Goodwin) développés, là encore, dans le sillage de l'ethnométhodologie.

Toutefois, la simple mention de cette double influence de la sociologie des sciences et de l'analyse conversationnelle ne suffit pas à se faire une idée juste des apports de Mondada en regard des travaux dont elle s'inspire. C'est dans l'écriture même de l'ouvrage que transparait l'originalité de sa contribution. Cette écriture se révèle limpide et empreinte d'un réel souci didactique, le lecteur étant d'emblée invité à se familiariser avec les conventions propres aux transcriptions, et la technicité de celles-ci s'incrémentant progressivement au fil des chapitres. Toutefois, c'est dans l'alternance entre les données et le développement analytique que le dispositif révèle toute son heuristique : la transcription exhibe tout en exemplifiant l'élément que l'auteur désire mettre en exergue. On évite, au passage, le double écueil d'une description ethnographique trop lâche pour restituer les détails essentiels à la dynamique de l'interaction et du pointillisme excessif d'une analyse conversationnelle qui se focaliserait sur la forme au détriment des enjeux propres à l'activité scientifique. La conjonction d'une représentation graphique des données (principalement audio) et d'une description aussi fine qu'économe de certains éléments visuels de la séance produit au final un genre littéraire particulièrement efficace dans sa restitution du phénomène. Les interactions sont littéralement *données à voir* au lecteur.

Évoquer le recours à la transcription, c'est impliquer nécessairement une technique d'enregistrement du son ou de l'image. L'usage de ce dispositif permet à Mondada de se concentrer sur la séquence interactionnelle à laquelle participent les chercheurs, afin de mettre en exerce les modalités de prise, d'attribution et de gestion des tours de parole. Dans bien des cas, le recours des scientifiques à la visioconférence (par exemple, lors d'une opération chirurgicale impliquant un monitoring à distance de la part d'un spécialiste secondant le chirurgien)

fournit des données de premier choix pour observer la manière dont le geste – le fait de repérer un organe – se combine aux tours de parole des experts et peut déboucher sur une courte controverse prenant la forme d'une incertitude anatomique – s'agit-il bien d'un diaphragme? Les vidéos de cette équipe médicale ou d'un groupe d'agronomes et d'informaticiens travaillant sur une carte exemplifient la pertinence d'une linguistique interactionnelle dont l'approche naturaliste de l'observation sait tirer profit de la caméra ou de l'enregistreur. Dans la foulée, le lecteur est mieux à même de mesurer la complexité de phénomènes dont la banalité éluderait le compte-rendu habituel de l'ethnographe. Ainsi, la sollicitation d'objets matériels lors de la réunion, ne serait-ce que pour pointer un élément sur une carte et établir une référence, mobilise tout un ensemble de compétences nécessaires à l'ajustement et à la coordination des participants. L'enregistrement permet non seulement de décrire dans le détail l'organisation d'une telle interaction, mais plus largement, invite à se déprendre des conceptions classiques des pratiques et des connaissances scientifiques pour considérer la cognition « non comme une capacité individuelle, abstraite, rationnelle, décontextualisée, mais comme un ensemble de pratiques situées, incarnées, distribuées » (p.16), le langage opérant simultanément comme outil et comme matrice configurante.

L'ethnographie de Mondada s'est déroulée sur plusieurs sites, mettant en œuvre des collaborations interdisciplinaires (entre botanique, écologie et anthropologie, par exemple), réunissant des institutions de divers pays (hôpitaux de Strasbourg, de Bâle, etc., réseaux interuniversitaires) et mettant en présence des interlocuteurs mobilisant diverses langues (français, allemand, anglais), souvent simultanément. Dès lors, le parti pris par l'auteur consiste, plutôt que de suivre l'ensemble d'une réunion sur l'un des sites, à privilégier de courtes séquences exemplifiant l'un ou l'autre aspect interactionnel propre au déroulement d'une réunion. Dans cette optique, le chapitre 2 présente typiquement

un agencement de vignettes provenant de divers contextes et visant à montrer de quelle manière l'ouverture de la séance de travail a pour tâche de signaler aux participants le passage de l'informel au formel, en focalisant leur attention sur un objet commun. Les modalités de l'ouverture configurent les tours de parole subséquents, ayant pour effet de rendre possibles ou d'inhiber certaines dynamiques : « l'organisation de la réunion a des effets configurants sur plusieurs de ses dimensions, les formats de participation, les identités et catégories [des participants], ainsi que les trajectoires d'objets de discours » (p. 58).

Il vaut la peine de déplier quelque peu l'aspect identitaire et catégoriel des participants, afin de se donner une idée plus fine de la question de l'expertise. Loin d'être une qualification établie une fois pour toutes, l'analyse des interactions restitue le caractère accompli de cette expertise. Celle-ci peut faire l'objet d'une catégorisation explicite, que ce soit par le biais d'une auto-catégorisation en forme de préface à une intervention – « je suis expert de l'histoire des mameluks » – ou à la demande d'un tiers sollicitant la compétence d'une collègue, soit un « qu'en pense notre anthropologue? ». De même, certaines préfaces de questions, caractérisées par des hésitations, permettent d'exhiber, sans la thématiser explicitement, le peu de compétence à laquelle prétend le locuteur, et par conséquent de réduire les attentes normatives liées à son intervention. Dès lors, le positionnement catégoriel adopté par l'intervenant va configurer le degré de normativité et d'effectivité envisagé par son propos et permettre sa hiérarchisation en regard de la parole d'un autre intervenant.

Dans le fil de ces investigations, un lectorat suisse ne pourra que manifester de l'intérêt à l'égard du chapitre 4, « Une science polyglotte », présentant la forme que prennent les échanges scientifiques dans un environnement de travail plurilingue. Contrairement à une conception stéréotypée de la science qui ferait de l'anglais la *lingua franca* des collaborations internationales, les données laissent apercevoir des agencements

locaux fort différenciés de la gestion des langues, notamment des cas où, malgré un accord formel sur l'anglais, une part importante des interactions se déroule dans les langues vernaculaires. Ainsi, la sélection d'une langue relève bien plus d'un accomplissement situé et constamment renouvelé au gré de l'avancement de la séance de travail. Une étude détaillée de l'agencement des tours de parole dans ces situations d'échanges langagiers conduit Mondada à relativiser l'acquisition de compétences plurilingues des chercheurs en dehors des modes de socialisation propres à la pratique professionnelle : il semblerait que « ce [ne soit] ni dans les livres, ni dans des laboratoires de langue que s'acquiert cette compétence » (p. 110). C'est plutôt par sa participation et son intégration à une communauté de pratiques (scientifiques et linguistiques) que le chercheur participe à l'émergence de l'équipe qu'il intègre et à sa consolidation.

Au terme de ce rapide passage en revue, j'adresserai quelques critiques à l'ouvrage sous forme de questions. Une première interrogation qui surgit porte sur le statut de la transcription, au plus près de sa matérialité, soit quant aux conventions qui ont été retenues pour représenter le son et l'image captés par l'enregistrement. Que ces conventions demeurent inchangées tout au long de l'ouvrage se justifie à plusieurs égards, ne serait-ce que pour faciliter la lecture et la comparaison entre les vignettes. Néanmoins, cette uniformisation de la notation ne risque-t-elle pas de masquer des phénomènes particuliers, propres à tel contexte de recherche par opposition à tel autre, des phénomènes que des conventions différentes permettraient d'exhiber, à la manière des effets contrastés que génère le choix de l'un ou l'autre bain révélateur pour une pellicule photographique? Car c'est bien sur le mode du révélateur qu'agit la transcription. Certes, d'un bain à l'autre – comme d'un choix de convention à l'autre – l'image d'ensemble conserve une certaine ressemblance. Toutefois, le rendu des détails varie sensiblement. Or, c'est justement ce niveau de description que pri-

vilégie l'auteur, y décelant avec pertinence des éléments configurateurs de l'ensemble du propos et du projet scientifiques.

Une autre interrogation a trait à la spécificité scientifique de ce qui est mis à jour. La force de l'analyse de Mondada consiste justement à dé-montrer le caractère ordinaire de l'activité scientifique. Or, la description est si éloquente que le lecteur peut éprouver une certaine difficulté à distinguer ce qui relève proprement de la science en regard d'une réunion de travail qui pourrait se dérouler dans n'importe quel autre contexte professionnel. En d'autres termes, mis à part la plus grande sophistication des technologies utilisées dans certains cas, la gestion des tours des paroles, de la dynamique interactionnelle, ne diffère pas fondamentalement de ce que l'on pourrait observer dans un conseil de paroisse d'une Église réformée. À ce point, n'aboutissons-nous pas aux limites d'une analyse séquentielle où l'élément catégoriel, notamment quant à l'identification du chercheur en tant qu'« expert », devrait être plus fortement réintégré, simultanément à une attention plus marquée à la manière dont les orientations thématiques des échanges configurent l'interaction ?

Ces quelques interrogations visent avant tout à poursuivre les investigations stimulantes ouvertes par cet ouvrage, petit par la taille, mais incontournable pour quiconque s'intéresse à la pratique scientifique, tant comme objet d'investigation que comme discipline à pratiquer de manière accessible, inventive et rigoureuse.

Philippe Gonzalez
Département des Sciences de la Société (DSS)
Université de Fribourg
90 boulevard de Pérolles, 1700 Fribourg

Christian Bromberger, Pascal Duret,
 Jean-Claude Kaufmann, David Le Breton,
 François de Singly, Georges Vigarello,
 Un corps pour soi, Paris : PUF, 2005,
 151 pages

La réunion en un ouvrage de six contributions dont les réflexions prolongent, pour la plupart de leurs auteurs, de récentes parutions tient à une convergence de leur manière de penser le corps non pas en tant que substrat universel, mais comme le lieu d'un rapport à soi et aux autres. Dans cette perspective, l'objet que la sociologie se donne à étudier se redéfinit : il s'agit moins de questionner le corps en tant que tel que les acteurs (individuels et collectifs) qui le mobilisent et le façonnent à cet effet dans des contextes socioculturels précis³. Le corps officie ainsi à la fois comme vecteur et comme révélateur des changements, des pratiques et des processus identitaires qui traversent les sociétés contemporaines.

Le texte de Bromberger illustre cette double facette : des modèles pileux impriment des normes sur le corps des individus, alors même que ceux-ci peuvent se distancer de certaines assignations sociales en façonnant leur pilosité (épilation ou préservation des poils faciaux ou corporels, dissimulation, tonsure ou coupe des cheveux, etc.). Partant d'études menées sur le football, l'Iran et le monde méditerranéen, l'auteur montre que le poil (ses arrangements) constitue un signe qui distingue (de l'altérité proche ou lointaine) et identifie (à une communauté). Mais il peut également marquer une domination, une humiliation ou une négation de l'autre (exemple des camps de concentration). Même dans un contexte de « décoordination »⁴ des normes du paraître, le poil garde sa capacité à signifier

3 Comme Pascal Duret le souligne, in *Le corps et ses sociologies*, Paris : Armand Colin, 2005 (1ère éd. 2003), p. 5.

4 Par « décoordination », l'auteur se réfère à la diversification, la multiplication et la circulation des modèles. Cette notion est pleinement explicitée dans Christian Bromberger, *Passions ordinaires*, Paris : Hachette, 1998, p. 5-38.

un statut socio-sexuel, une place dans la stratification sociale, des normes et des valeurs morales et esthétiques. L'élargissement de ses possibles façonnages a néanmoins rendu ses significations plus subtiles et permis une plus grande indiscipline pileuse et revendicatrice. À l'auteur d'en conclure, par un habile double sens, qu'« une société nous dit beaucoup d'elle-même par ses franges » (p. 40).

Vigarelo note à son tour que l'idéal esthétique n'est jamais qu'une affaire de sensibilités individuelles, mais aussi de « pesanteurs collectives ». Il développe son argument en retraçant, à travers des revues de mode, « l'invention de la « ligne » »⁵ dans les années 1910-1920, soit d'un modèle esthétique ne scindant plus le corps féminin en deux à travers des corsets contraignants et des robes bouffantes, mais promulguant son allègement dans une « ligne » plus droite, plus simple et plus mince. L'auteur met en lumière deux dynamiques sociales et culturelles ayant permis ce redessinement ; d'une part, la mutation du statut des femmes, et, d'autre part, un rapport plus critique à la culture (l'auteur utilise le terme fort de subversion). En ce sens, « l'invention de la « ligne » [...] n'est pas simple découverte anatomique, elle est renouvellement de repère culturel et social » (p. 151). C'est bien parce que la position de la femme ne peut plus être la même (quand bien même Vigarelo souligne que son affranchissement reste un problème plus complexe), que s'instaurent de nouveaux modèles.

C'est précisément le modèle d'individu promu par les sociétés modernes occidentales que De Singly éclaire à travers la richesse des illustrations, tant fictionnelles qu'académiques, qu'il mobilise. Suivant un idéal d'autodétermination, l'individu est enjoint à se dépouiller de ses habits sociaux (à se « dénuder ») et de ses appartenances héritées (à se « désaffilier ») pour accéder à son « vrai moi » (à l'authenticité). Outre une quête visant à se connaître, il s'agit également de faire reconnaître cette identité intime. Le corps

s'avère alors central dans l'extériorisation de cette dernière, même s'il peut également générer dans le regard d'autrui des étiquetages non-voulus⁶. L'auteur fait en définitive apparaître cette scission entre soi intime et statutaire comme le fruit artificiel d'une primauté accordée par la modernité au soi intime, irréalisable sans son pendant et indissociable de celui-ci dans tout travail d'élaboration identitaire. Les facettes d'un soi statutaire ne sont pas moins authentiques que celle d'un soi intime, dès le moment où elles constituent des « masques » subjectivement choisis. En ce sens, « le corps dévoilé » éclaire à la fois les processus de construction identitaire des individus (extériorisation d'un soi intime) et les modèles d'individualité auxquels ils se réfèrent (individu libre et autonome).

Pour Kaufmann, cette injonction à l'autonomie est génératrice de paradoxe. L'accroissement de la marge de manœuvre des individus se corrèle à un besoin d'autant plus pressant de s'assurer de sa propre normalité. Si « chacun fait ce qu'il veut », il le fait pourtant en se référant à des codes quotidiennement instaurés et restaurés. Les normes de comportements se forment ainsi au croisement d'une « création culturelle » et de « schémas implicites intériorisés » qui mettent respectivement en jeu les images de soi et des autres (un « corps visible ») ainsi que des sensations et des habitudes mentales et gestuelles incorporées (un « corps sensible » et un « corps secret »). Si le corps secret et le corps sensible permettent d'éviter une surcharge mentale due à une réflexivité permanente, le corps visible (physique ou élargi à des objets) peut quant à lui engendrer la formation de nouvelles normes pouvant devenir, si elles n'entrent pas en contradiction avec d'autres automatismes, de nouveaux schémas d'action. Ces processus, explicités à travers les études menées par l'auteur sur la vie de couple ou la pratique des seins nus, impliquent d'articuler ces pluralités du corps. Ils sont également à la source d'un sentiment d'unification de

5 Dans le même sens où il parle « d'invention de la beauté » in *Histoire de la beauté*, Paris : Seuil, 2004, p. 9-12.

6 Cela soulève le problème plus général de la naturalisation de différenciations et de caractérisations ethniques, de sexe ou de classe.

soi (d'un « enveloppement identitaire ») et mènent, selon l'auteur, à mieux penser le rapport entre corps et individu.

Les contributions de Le Breton et de Duret révèlent comment des pratiques se matérialisant sur le corps répondent à cette quête d'autodétermination et d'autonomie des individus.

Le Breton s'intéresse à l'adolescence et souligne les difficultés éprouvées par les adolescents à se construire une identité dans un contexte promouvant des modèles électifs et mouvants. Cette période, génératrice de troubles identitaires, amène l'adolescent à explorer les images possibles de lui-même pour se « bricoler » une identité souhaitée. Les blessures volontaires que l'on s'inflige, qu'elles soient vouées à être montrées (piercings, tatouages, scarifications) ou cachées (entames, meurtrissures) répondent à cette quête. Les marques corporelles visibles souscrivent à un impératif d'expression de soi tout en s'inscrivant dans des pratiques cautionnées par le regard des pairs. Elles muent le corps en surface de projection et de mise en scène de soi. À l'inverse, les entames corporelles marquent le refus d'une constante mise en représentation du corps. En rompant sa peau, il s'agit de rétablir temporairement un contrôle sur soi et d'instiguer un changement identitaire. Pour Le Breton, les entailles, à l'instar des marques corporelles ou des conduites à risques, sont des « actes d'existence ». Ces « passages à l'acte », malgré des réceptions sociales divergentes, constituent pour leurs acteurs des formes de mise à l'épreuve de soi permettant de cristalliser une identité sur un mode individuel (p. 112).

Reprenant des récits recueillis dans un travail de terrain sur les culturistes, Duret dévoile comment deux pratiquantes, Isabelle et Marie, légitiment un modèle esthétique socialement décrié en performant un système de normes et de valeurs qui valorise, outre un profil musculaire propre au culturisme, l'effort, la volonté et la persévérance. L'auteur souligne ainsi la capacité des acteurs à créer des échelles de valeurs propres à leur pratique et émancipées des systèmes de légitimité

traditionnels. Mais il précise également les stratégies par lesquelles ces femmes parviennent à promouvoir leur autonomie, soit à se préserver des normes contraignantes du culturisme sans néanmoins les trahir. Elles font à ce titre jouer la multidimensionnalité de leur identité, exposant à leurs pairs leur investissement dans d'autres activités ou rôles sociaux tout en se montrant fidèles à une pratique assidue, engagée et « authentique ».

Ces contributions peuvent se lire de manière indépendante, mais la lecture de leur ensemble paraît indispensable à une compréhension plus globale du rapport entre corps et identité. Les chapitres de Le Breton et de Duret gagnent à être lus parallèlement aux textes de Kaufmann et de De Singly. En effet, dès lors que des contraintes objectives et incorporées sont subjectivement vécues comme des choix de par leur élection dans un champ des possibles diversifié, les individus préservent un sentiment de souveraineté tout en souscrivant aux normes et aux modèles prégnants de la contemporanéité occidentale. Les textes de Bromberger et de Vigarello, à travers des approches relevant plus de l'anthropologie et de l'histoire culturelles, permettent de resituer spatialement et temporellement ces injonctions modernes qui font du corps la source d'un sentiment d'identité en même temps qu'une ressource pour construire et faire reconnaître une identité. L'objet de cet ouvrage est bien ce « corps pour soi », selon la formule de Maurice Merleau-Ponty, soit le corps comme lieu du sujet moderne.

*Valérie Rolle
Institut de sociologie
des communications de masse
Université de Lausanne
Dorigny – 1015 Lausanne
valerie.rolle@unil.ch*